ummer 348. XX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 13. Juli 1891.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Das deutsche Kaiserpaar in Hatfield.

es ist eine außergewöhnliche Auszeichnung, welche dem Marquis Salisbury gestern durch den Besuch des deutschen Kaisers der deutschen Kaiserin widerfahren ist, und die Auszeichnung ine um so größere, als es sich nicht um eine flüchtige, in der abgestattete Visite handelt, wie eine solche in der Regel in das ramm der Monarchenbegegnungen aufgenommen zu werden . Kaiser Wilhelm und Kaiserin Auguste Victoria sind in eld House eingekehrt und haben sogar eine Nacht unter dem e des britischen Premierministers zugebracht. Wir wissen nicht, n dem leitenden Staatsmann einer auswärtigen Macht ein cher Vertrauensbeweis zu Theil geworden ist. Der Besuch des rpaars in Hatfield wird überall als ein neues Symptom der fenden deutsch-englischen Intimität betrachtet werden müssen. rst um Mitternacht traf das deutsche Kaiserpaar vor- n vom Krystallpalast wieder im Buckingham- ast ein; in einem Zug von 22 Equipagen legten die Herr- en den Weg von Sydenham nach London zurück. Bei dem gen Gottesdienst in der St. Pauls-Kathedrale predigte rend W. J. Hall über Gottes Einfluß auf die materiellen ge. Der Kaiser und sein Gefolge trugen Civilkleidung. Der gestrige Nachmittag war dem Besuch Lord Salisburys dessen Landsitz Hatfield gewidmet, wohin sich vor Kaiserpaar, welches dort um 6 Uhr Nachmittags ein- in Hatfield House begrüßte. Der Kaiser trug hellgraue ung und weißen Hut. Zahlreiche Zuschauer waren nach ield geeilt. Tausende hielten den Weg besetzt und begrüßten hen Herrschaften aufs Wärmste. Die Gemächer in Hatfield e waren zur Aufnahme der königlichen Gäste herrlich geschmückt. Schlafzimmer der Kaiserin ist dasjenige, in welchem die ign Victoria 1846 schlief, als sie Hatfield besuchte. Die Mar- führte die Kaiserin in ihre Gemächer, während Lord Salis- dem Kaiser das Schloß, ein geschichtliches Denkmal aus der Königs Jacob I., zeigte. Das besondere Interesse Kaiser helms erregte eine Seltenheiten enthaltende Waffensammlung. Diner wurde im großen Marmorsaale servirt. Der „Standard" bespricht den Besuch des Kaisers in Hatfield meint, die Regierung Salisburys, möge sie nach dem Ablauf jetzigen Parlamentsperiode verlängert werden oder nicht, werde ehrenvollen Platz in der Geschichte der Nation erhalten, zumal Salisburys Regierung der Besuch des Kaisers, der in London gefunden, geschickt vorbereitet war und in so glücklicher Weise Ausführung gelangte. Die „Times" sagt: Es mag los sein, darauf hinzuweisen, daß England durch eine rung des Weltfriedens nichts gewinnen und alles verlieren ch Kaiser Wilhelms in England blicken, sollten verstehen ein, daß eine Politik, basirt auf der Erhaltung des tus quo, nur dazu dienen kann, einen Krieg abzuwenden, durch einen Versuch herbeigeführt werden könnte, die hende territoriale Vertheilung der Macht auf dem Fest- zu ändern. Solch ein Versuch von Seiten der ver- deten Mächte würde ihnen nicht nur die jetzt vor- dere Sympathie Englands entziehen, sondern auch die Grund- des Dreibundes selbst untergraben. Vergebens sprechen russischen Zeitungen von Provokation und Angriffspolitik und sen sich darauf als auf den Grund der Zusammenziehung von ppen in Rußland und Frankreich. Beide thäten dies, so be- haupten sie, nur zu ihrer Vertheidigung und zum Schutze der kleineren Staaten, welche angeblich durch den Dreibund bedroht seien. Der status quo bedroht keinen Staat, sei er groß oder klein, und die Verbündeten, welche den Dreibund schlossen als eine Sicherstellung des Friedens, sind die Beschützer, nicht die Feinde der unkonsolidirten und neutralen Staatsbildungen über Europa hin von Belgien bis Bulgarien.

---

* **Fürst Bismarck**, der sich als aktiver Reichskanzler der offiziösen Presse in so umfassender und rücksichtsloser Weise bedient hat, wie kaum zuvor ein Staatsmann, muß sich jetzt wieder einmal gegen die **heutigen Offiziösen** vertheidigen. Das Wolff'sche Büreau hatte anläßlich der Reise Kaiser Wilhelms nach London eine Wiener Zeitungsstimme verbreitet, welche den Gedanken ausführte, so sehr man die Staatskunst des Fürsten Bismarck bewundern möge, so habe doch die mangelnde Pflege des Verhältnisses zu England unleugbar deren schwache Seite gebildet. Hierauf wird in den „Hamb. Nachrichten" entgegnet:

> Es ist das für uns ein Beweis, daß das Berliner Preßbüreau doch nicht immer politisch genau über die Lage der Akten informirt wird, sonst würde es wissen, daß die wohlwollenden Beziehungen, die heute zwischen England und Italien bestehen und einen Schutz der italienischen Küsten durch englische Schiffe möglich erscheinen lassen, lediglich auf Fundamenten beruhen, die zur Zeit des ersten Reichskanzlers gelegt wurden, welcher durch deutsche Vermittelung die Annäherung und die gegenseitige Aussprache des italienischen und des gegenwärtigen englischen Kabinets herbeiführte.

Nein ist wohl, daß der Altreichskanzler verlangt, daß das Berliner Preßbüreau genau über die Lage der Akten informirt werde. Die Aeußerung dieses Wunsches zeigt uns eben nur, wie es früher gemacht ward. Im Uebrigen wird der gegen Bismarck erhobene Vorwurf, er habe die Pflege der Beziehungen Deutschlands zu England vernachlässigt, durch den Hinweis auf die durch Vermittlung Deutschlands erfolgte englisch-italienische Annäherung nicht entkräftet. Das Eine hat mit dem Anderen nur indirekt etwas zu thun, ganz abgesehen von der Thatsache, daß bereits unter Mancini und Gladstone eine Annäherung Italiens an England stattgefunden hat.

Ferner entrüstet sich Fürst Bismarck darüber, daß der „Hamb. Corr." das Hamburger offiziöse Organ der Berliner Regierung ist. So läßt er schreiben:

> „Der Hamburgische Korrespondent wird nicht nur von den bekannten Berliner Preßstellen des neuen Regimes bedient, sondern er ist sogar dasjenige Blatt, welches zur Zeit aus den ministeriellen Vorzimmern in Berlin am meisten gespeist wird. Der Grund hiervon liegt auf der Hand. Der „Hamb. Corr." hat nemlich [illegible]t zugegeben, daß er zuweilen informatorisches Material aus [illegible]ianzen des neuen Regimes erhalte; aber die Verarbeitung dieses Materials erfolge von seinen „honorirten" Mitarbeitern selbstständig und nach dem Ermessen der Redaktion. Daß der „Hamb. Korr." die Berliner Mittheilungen, von denen er spricht, auch noch bezahlt, überrascht uns; wir haben bisher geglaubt, daß sie vielmehr von zahlenden Korrespondenten herrührten, d. h. von solchen, die mit Mittheilungen aus den Ministerien und Neutern zahlen. Jedenfalls wird die Offiziosität der betreffenden Artikel des „Hamb. Korr." dadurch nicht aufgehoben, und noch weniger ist aus der Remuneration, die der „Korrespondent", wie er sagt, seinen Berliner Mitarbeitern gewährt, ein sicherer Schluß auf die Stellung jedes einzelnen derselben zu ziehen. Auch würden die immer wiederkehrenden und vom Zaune gebrochenen Angriffe auf den Fürsten Bismarck und dessen Politik, zu denen sich der „Hamburger Korrespondent" von Berlin aus gebrauchen läßt, nicht zu verstehen sein, wenn das Blatt dazu nicht durch die Beziehungen zu seinen bezahlten und unbezahlten Berliner Mitarbeitern veranlaßt würde."

Der „Hamb. Corr." war früher, d. h. unter Bismarck, zuweilen offiziös; daß er es, wie man in Friedrichsruh behauptet, auch heute noch manchmal ist, mag schon seine Richtigkeit haben. Jedenfalls ist es ein erfreuliches Schauspiel, daß sich die Offiziösen heutzutage gegenseitig abthun und daß der Einsiedler von Friedrichsruh die ihm jetzt zur Verfügung stehende reichliche freie Zeit dazu benutzt, sich an diesem Werk, welches des Beifalls aller unabhängigen Blätter in vollstem Maße sicher ist, so eifrig zu betheiligen. Dafür sind wir ihm aufrichtig dankbar.

---

* Die unhaltbaren **Zustände der baierischen Eisenbahnen**, wie sie anläßlich des jüngsten Eisenbahnunglücks allseitig, auch von Münchener Blättern, geschildert worden sind, scheinen der baierischen Regierung die Ueberzeugung beigebracht zu haben, daß es so wie bisher nicht weiter geht. Wie nämlich — nach einem uns aus Nürnberg zugehenden Privat-Telegramm — der Fränkische Kurier meldet, wird die baierische Regierung von dem Landstage, welcher auf den 29. September einberufen werden soll, 22 Millionen für Eisenbahnbauten verlangen. Hoffentlich werden aber nicht nur die Mängel in den Bauten, sondern auch diejenigen in der Verwaltung beseitigt!

* Die fortgesetzte **Mißhandlung eines Soldaten** durch einen Unteroffizier hat, wie wir in der Sonntagsnummer als **Würzburg** meldeten, durch die Verurtheilung des Unteroffiziers zu einem Jahr und drei Monaten Gefängniß ihre Sühne gefunden. Der Fall ist nach seiner ganzen Beschaffenheit geeignet, daß größte Aufsehen zu erregen. Wir müssen daher auf die Angelegenheit, so entsetzlich sie auch in ihren Einzelheiten ist, etwas ausführlicher zurückkommen.

Vor dem Würzburger Militärbezirksgericht hatte sich wegen Soldatenmißhandlung und Mißbrauchs der Dienstgewalt der Unteroffizier im 2. Ulanenregiment zu Ansbach, Friedrich Kießkalt zu verantworten, welcher einen Soldaten seines Bereits, Joseph Kugler aus Neuhaus, vom Oktober 1889 bis April 1890, fortgesetzt durch ausgesuchte Quälereien derart mißhandelte, daß dieser irrsinnig wurde. Nach dem Bericht der Neuen Würzb. Ztg. ließ Kießkalt den Rekruten, der ungeschickt beim Exerzieren war, vielfach Abends drei bis vier Mal zehn Minuten lang in der Kniebeuge verharren; einmal mußte Kugler in dieser Stellung, in jeder Hand einen Karabiner, und mit ausgestreckten Armen, so lange bleiben, bis er umfiel. Später wurde die gleiche Quälerei in der Nähe eines heißen Ofens ausgeübt. Weil der Bedauernswerthe einen Bügelring verlegt hatte, ließ ihn der Angeklagte die Arme nach rückwärts biegen, steckte ihm einen Besen durch dieselben und hängte einen Tränkeimer mit Wasser, circa 15 Pfund schwer, an den Besenstiel und ließ ihn so ¼ Stunde lang Laufschritt machen, daß dem Kugler der Tränkeimer auf die Beine schlug, worauf er ihn sich in die Kniebeuge stehen hieß, bis er umfiel. Ein anderes Mal mußte Kugler Abends nach 9 Uhr in dem Verschlage des Unteroffiziers, auf einem Stuhl stehend, wieder in jeder Hand einen Karabiner, die Arme nach vorwärts strecken, wobei er wiederholt vom Stuhle und aufs Bett des Unteroffiziers fiel. Wenn dieser das Zimmer verließ, mußte der Soldat die „Uebung" unter Aufsicht des Gefreiten Kuhn fortsetzen, der die Zeitdauer dieser Behandlung auf 1 bis 1½ Stunden angiebt. Kugler habe dabei heftig gezittert, geschwitzt und schien sehr erschöpft. Als Kugler sich weigerte, sich durch einen vom Unteroffizier befohlenen Kameraden die Ohren mit einer Wurzelbürste waschen zu lassen, wurde er, von Kießkalt gemeldet, vom Untergericht wegen Ungehorsams vor versammelter Mannschaft mit 21 Tagen strengem Arrest bestraft. Bald darauf mußte Kugler als dienstuntauglich und fast vollkommen arbeitsunfähig entlassen werden. Bemerkenswerth erscheint, daß Kießkalt öfter äußerte, er wolle Kugler ins Narrenhaus oder Zuchthaus bringen, und daß er ihn im Stalle mit einem 40 pfündigen Lattierbaum umhergehen und Kniebeuge machen ließ, sowie die übrigen

---

Die verhinderte Blokade.

Eine zeitgeschichtliche Erinnerung

von [Nachdruck verboten.]

Karl Rheiner.

Ein französisches Geschwader hat den Sund passirt und durchfurcht de jetzt die baltischen Gewässer. Friedlich und ihres Zieles sicher in heute die französischen Schiffe auf den deutschen Gewässern ers als in den Sommertagen, die nun fast ein Vierteljahrhundert er uns liegen. Im Meeresnebel seh' ich die Thürme meiner Vater- t an der Ostsee emporsteigen, und meine Erinnerung führt mich auf derselben zurück, von dem ich als wilder kampfglühender Junge dem Fernrohr zuerst französische Schiffe erblickte.

Es sind jetzt fast genau 21 Jahre her, seit zum letzten Male ein es französisches Geschwader in der Ostsee erschienen ist und viel sich reden gemacht hat. Als 1870 der Krieg ausbrach, war man den deutschen Küsten bekanntlich vor einem Landungsversuch oder nbardement der Küstenstädte durchaus nicht sicher: sowohl unsere tte wie auch die Küstenvertheidigung lag noch in den Windeln.

n Wunder daher, daß man sehr besorgt in die Zukunft sah, — allem in der ganz dicht am Strande gelegenen Veste Kolberg, die der See her selbst mit nicht sehr weittragenden Geschützen bequem hossen werden konnte.

Zu Bürdigung dieser Thatsache hatte man denn auch bei Beginn Krieges noch das denkbar Möglichste angeordnet: die Festung de armirt, mit einer für ihre Größe ganz kolossalen Truppenmacht gt, und auch am Strande selbst noch in aller Eile der Bau von großen Strandbatterien begonnen. Alles das geschah in fieber- er Hast, — konnte doch jede Stunde ein französisches Geschwader heinen und entweder die Blokade ankündigen, eine Kontribution bringen oder gar noch Schlimmeres androhen und ausführen!

So vergingen bange Wochen, bis schließlich die Furcht einschlief; r hieß es bisweilen: „die Franzosen kommen", aber schließlich ging damit wie mit dem bekannten Wolf. Trotzdem aber wurden keine ichtsmaßregeln vernachlässigt: Von Sonnenaufgang bis zur sin- Nacht war auf dem noch vom alten Fritz herrührenden „Münfort" eine Marinewache stationirt, die den Horizont mit Späher- en bewachte und jedes verdächtige Segel avisirte, um eventuell sofort Garnison rechtzeitig alarmiren zu können. Außerdem wurde der ganze Strand mehrere Meilen nach Osten und Westen ununterbrochen durch Husarenpatrouillen abgeritten, um eine etwa in der Abgelegenheit einer stillen Bucht vorgenommene Landung sofort zu melden. Uebrigens war unter Trommelklang und Trompetengeschmetter in der Stadt der Belagerungszustand erklärt und den Bürgern auch sonst kein Zweifel übrig gelassen worden, daß sie unter Umständen einer schweren Zeit entgegengehen könnten. Kein Wunder daher, daß nicht nur Hunderte bereits die Stadt verlassen, sondern auch die Vorsichtigeren ihre Werthsachen und Aehnliches meist vollständig gepackt hatten, um bei dem Beginn kriegerischer Aktionen sofort in das platte Land entweichen zu können. So verging Woche auf Woche, — die armen Landwehrmänner, denen unser Schutz anvertraut war, exerzirten und schanzten im Schweiße ihres Angesichts und thaten dabei auch manch tiefen Zug und Schluck, — aber die Franzosen wollten nicht kommen!

So rückte auch der 18. August des Jahres 1870 heran. Es war ein prachtvoller Sommermorgen, wie ihn nur der Hochsommer an der Küste hat. Der Schreiber dieses, damals ein 12jähriger Junge, saß mit diesen seiner Kameraden gerade in der zweiten Schulstunde über dem Julius Cäsar und dachte an Gallier und bärenfellbedeckte Germanen. Plötzlich, was ist das? — Hornsignale, Trompeten, Trommelwirbel: „Generalmarsch," und mit der Unmittelbarkeit einer höheren Eingebung schoß es wie ein Blitzstrahl durch unsere Köpfe: „Die Franzosen!"

Es dauerte nicht zehn Sekunden, so fieberte es gleich auch schon durch das ganze große Gebäude und durch alle 20 Klassen — von den 1000 Füßen erzitterte das Haus in seinen Grundvesten. Und schon nach weiteren zehn Sekunden hatte jeder von uns seine Bücher gepackt, seine Mühe in der Hand — man wartete nur auf die Erlaubniß: „nun fort." Es war kaum noch ein Halten möglich. Und thatsächlich dauerte es nicht lange mehr. Sobald der ebenfalls gerade unterrichtende Direktor den Sachverhalt auch seinerseits erfahren hatte, entließ er seine Schüler, und als deren donnerartiges Hinabstürmen die Treppen durchhallte, waren im Nu auch die sämmtlichen übrigen Thüren gesprengt und ein halbes Tausend Knaben stürzte hinaus!

Ich weiß, daß manchem von uns doch höchst eigenartig zu Muthe war: Ueberall Horngeschmetter, zum Sammelplatz stürzende Infanteristen, durch die Straßen jagten die Husaren ventre à terre, und die Geschütze rasselten in vollem Galopp daher, um sich zu formiren! — Mit Windeseile ging es in das Elternhaus, um vor allem zu erfahren, was denn eigentlich geschehen sei und geschehen werde. Und da wurde denn Folgendes berichtet. Gegen neun Uhr Morgens sei plötzlich auf schaumbedecktem, fast zusammenbrechendem Pferde ein Husar von einem gen Westen zu unternommenen Rekognoszirungsritt vor der Kommandantur erschienen und habe die Meldung gemacht, daß ein Geschwader in Sicht sei, das direkt seinen Kurs auf die Hafenmündung zu nehme, eine Meldung, die auch nach kurzer Zeit von dem Marineposten bestätigt wurde. Darauf sei dann sofort Generalmarsch geblasen worden.

Inzwischen hatten sich auch die Straßen mit Bürgern belebt, die rathschlagten, was zu thun sei, ob man bleiben oder ausziehen solle. Und während so die Männer überlegten und die Stadt- und auch die militärische Behörde um Rath angingen, wurde innerhalb der Häuser fast durchgehends gepackt und die werthvolleren Gegenstände in die Keller gebracht, wo man sie bei einem Bombardement und den voraussichtlich stattfindenden Bränden sicherer wähnte, eine Erfahrung, die noch aus den drei Belagerungen aus dem siebenjährigen Kriege und vor allem aus dem Schreckensjahr 1807 in allen Kreisen der Bevölkerung sich fortgeerbt hatte. Im großen und ganzen benahm sich jedoch die Bevölkerung im höchsten Grade überlegt und vernünftig, wenn man sich auch natürlich den Gefahren der Zukunft nicht verschloß. Andererseits aber fand auch ein wahrer Exodus statt: Zahlreiche Wagen verließen die Stadt auf den verschiedenen Chausseen, um Personen und Sachen auf die Dörfer zu bringen — ja einige entzitten der bedrohten Veste sogar mit den fälligen Eisenbahnzügen.

Dem Schreiber dieses gelang es, in Begleitung eines Stadtwaters die Erlaubniß zur Besteigung des Rathhausthurms zu erhalten, nachdem oder vielleicht weil er sich in Besitz eines mehrere Fuß langen Fernrohrs gesetzt hatte, das zur Beobachtung sich trefflich eignete. Es war gegen 11 Uhr, als die Eskadre, aus vier Schiffen bestehend, so nahe in Sicht war, daß die Annahme sich rechtfertigte, sie führe etwas Ernstliches im Schilde. Etwa vier Seemeilen vom Strande löste sich von dem Geschwader ein kleiner Aviso los, der mit Blitzesschnelle dem Hafeneingange sich näherte. Es war ein Schiff von der Größe etwa unserer Kanonenboote. Als er annähernd die Hälfte der Entfernung zurückgelegt hatte, mäßigte er seine Fahrt, ja blieb zuweilen sogar ganz still liegen, und man sah deutlich, wie am Bugspriet das Loth ausgeworfen wurde, um die Tiefe des Fahrwassers zu messen.